

Frederek Musall

Festvortrag Bafid Erlangen 16.04.2021

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Treffen sich ein Pfarrer, ein Rabbi und ein Iman ... Was nun folgt, dürfte den meisten der hier Anwesenden bekannt sein, nämlich ein Witz, dessen besondere Pointe zumeist darin besteht, dass das hier versammelte Kultuspersonal mal mehr, mal weniger schlagfertig auf bestimmte Herausforderungen reagiert. Und das nicht selten in einer ihnen als ‚typisch‘ zugeschriebenen Art und Weise. Denn Wiedererkennen und Erwartbarkeit sind nun einmal wichtig. So weit, so stereotyp ...

Ich will damit an dieser Stelle keineswegs suggerieren, dass jedes Zusammentreffen von Kultuspersonal im Grunde genommen ein Witz ist. Aber das stereotype Bild von Pfarrer, Rabbi, Iman prägt durchaus die allgemeinen Vorstellungen von *dem*, was wir mit interreligiösen Dialogen verbinden. Getreu dem Motto: Treffen sich drei auf dem Podium ... Zudem spiegelt dieses Bild auch ein Dilemma wider: Interreligiöse Dialoge können hierzulande zwar auf eine lange und traditionsreiche Geschichte zurückblicken, scheinen aber tatsächlich nur schleppend voranzukommen. Viele gute Intentionen und ambitionierte Pläne sind versandet, sobald die gemeinsamen Gesprächsräume verlassen wurden, nicht zuletzt, weil die diskutierten Fragestellungen und Themen in den jeweiligen Gemeinschaften kaum auf Resonanz gestoßen sind, da andere Fragen als existentieller und relevanter erscheinen. Zwar wird ein Dialog auf Augenhöhe immer wieder betont und eingefordert, klingt ja auch gut, politisch korrekt und zeitgemäß, aber selbst paritätisch besetzte Panel können nicht darüber hinwegtäuschen, dass es im Publikum spätestens zwei Stuhlreihen vom Podium entfernt mit der augenscheinlichen Augenhöhe vorbei ist. Als Angehöriger einer religiösen Minderheit in Deutschland fühlen sich für mich die meisten dieser Veranstaltungen an wie Auswärtsspiele ohne die eigenen Fans oder Vereinsmitglieder.

Ferner scheinen in vielen Fällen interreligiöse Podien einzig darauf ausgerichtet zu sein, das Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen. Jede Form von Dissens und Differenz stören da nur. Das Gespräch wird zu einem performativen Akt, zu einem inszenierten Miteinander mit der Botschaft: Wow, wir sind eigentlich gar nicht so verschieden, wer hätte das bloß gedacht?! Aber ist es wirklich allein *das*, worum es im Rahmen des interreligiösen Dialoges gehen sollte? Sollten wir nicht eher durch die Begegnung lernen mit unseren Differenzen und Konfliktpotentialen umzugehen?

Ich möchte hier nicht den Eindruck eines Zynikers erwecken, der frei nach Oscar Wilde vor allem den Preis kennt, jedoch nicht um den Wert einer Sache weiß. Im Gegenteil: Es sind selbstkritische Gedanken, die mich beschäftigen, denn ich selbst gehöre – wenn auch nicht ganz freiwillig, sondern irgendwie berufsbedingt und aufgrund der Tatsache, dass die jüdische Gemeinschaft in Deutschland bedingt durch ihre zahlenmäßige Größe über nicht gerade viele Akteure in diesem Bereich verfügt – zu den sogenannten ‚Dialogprofis‘, bin selbst in zahlreichen interreligiösen Initiativen engagiert und aktiv. Und gerade deshalb bin ich mir all der hier beschriebenen Anstrengungen und Frustrationen bewusst. In vielem fühle ich mich an Don Quixotes Kampf gegen die Windmühle erinnert: Bei dem ersten und zweiten Anrennen fühlt es sich wie Heldentum an, ab dem dritten, vierten, fünften Mal wie Idiotie ... Vermutlich ist das nicht viel anders als Politik, selbst in Bayern. Wie Politik ist auch der interreligiöse Dialog kein Selbstläufer. Vielmehr ist er ein vielschichtiger diskursiver Aushandlungsprozess zwischen Menschen, die von unterschiedlichen Einbettungen und Erfahrungen geprägt und nicht selten auch von andersgearteten Motivationen, Bedürfnissen und Interessen bestimmt sind. Es gibt diejenigen, die den kleinsten gemeinsamen Nenner betonen, die großen Zukunftsvisionäre, die Fundis und die Realos. Und trotz meiner Dialogmüdigkeit, die hier vielleicht anklingt, ist es wert, sich immer wieder aufzuraffen und in diesen anstrengenden, ressourcenfordernden und ja, auch frustrierenden Prozess einzutreten, denn es geht um nichts mehr und nichts weniger als das Aufzeigen von Möglichkeiten, wie wir trotz bestehender Alterität und Differenz unser Zusammenleben auf eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft ausgerichtet gestalten können.

Doch es braucht dringend neue Impulse. Neue Impulse, die aus einem Projekt wie dem **Bayrischen Forschungszentrum für Interreligiöse Diskurse**, im Folgenden kurz **BaFID**, hervorgehen können. Dabei ist meines Erachtens ein solch erster wichtiger Impuls die vorgenommene Akzentverschiebung von ‚Dialog‘ hin zu ‚Diskurs‘. Denn Dialoge beschränken sich zumeist auf konkrete Gesprächssituationen, spiegeln also Momentaufnahmen wider. Dagegen können Diskurse mehrere Gesprächszusammenhänge umfassen und erlauben dadurch auch rein- oder rauszoomend Kontexte, Wechselbeziehungen, Dynamiken und Prozesse in den Blick zu nehmen. Zudem schafft der Diskursbegriff ein Bewusstsein dafür, wo bestimmte Positionen in einem diskursiven Zusammenhang verortet sind, ermöglicht grundlegende Orientierungen, zeigt Bezugnahmen auf und macht Trennlinien deutlich, reflektiert Machtverhältnisse und Minderheits- und Mehrheitskonstellationen. Mit anderen Worten: Der Diskursbegriff erlaubt nicht nur eine analytische Annäherung an die

Vielschichtigkeit und Komplexität religiöser Begriffe und Konzepte, Positionen und Erfahrungen, die in diese Diskurse hineingetragen werden, sondern reflektiert auch die diskursiven Rahmungen und Formationen, in denen diese eingebettet sind.

Die durch das **BaFID** vorgenommene wissenschaftliche Rahmung kann eine Plattform bieten, in dem eine wirkliche Augenhöhe möglich ist, die jenseits bestehender Machtverhältnisse, ideologischer Positionierungen und Repräsentationszwängen einen kritisch-konstruktiven Austausch über interreligiöse Fragestellungen, Themen und Debatten ermöglicht. Ich möchte von daher hier drei Aufgabenbereiche benennen, die ich persönlich für die Arbeit des **BaFID** als wesentlich erachte:

Erstens: Komplexitätsbewusstsein statt Komplexitätsreduktion

Eine zentrale Aufgabe des **BaFID** sehe ich darin, ein Komplexitätsbewusstsein über religiöse Diskurse zu vermitteln. Dies betrifft sowohl die Komplexität religiöser Binnendiskurse als auch die Komplexität von interreligiösen Diskursen. Ja, ich weiß, Komplexität klingt nach anstrengend und das ist es ja dann meistens auch. Aber wer Gemeinsamkeit und Differenz, Verbindendes und Trennendes wirklich analytisch verstehen oder zumindest nachvollziehen möchte, der oder die muss sich auf die Herausforderung dieser Komplexität einlassen.

Komplexität meint dabei nicht nur Vielschichtigkeit oder Vielstimmigkeit, sondern verweist auch auf Dynamiken und Wandel, mit anderen Worten auf die Prozesshaftigkeit religiöser Vorstellungen und Begriffe, Traditionen und Riten.

In der vom **BaFID** intendierten Grundlagenforschung sollte es daher nicht nur um etymologische Untersuchungen und das Nachzeichnen rezeptionsgeschichtlicher Linien gehen, d.h. also wer-was-von-wem-wann übernommen hat, sondern gerade um eine kritische Analyse der damit in Zusammenhang stehenden diskursiven Aushandlungsprozesse und historischen Kontexte. Dabei sehe ich eine besondere Herausforderung in der Definition der zu behandelnden „Key Concepts“, d. h. Schlüsselbegriffe. Meine Kollegin Asma Afsaruddin, von der Sie alle gleich noch persönlich hören werden, und ich hatten die Ehre in der von Georges Tamer und Katja Thörner herausgegebenen Reihe *Key Concepts in Interreligious Discourses* etwas bezüglich des Konzeptes der Offenbarung in Islam bzw. Judentum beizusteuern. Ich muss gestehen, ich tat mich ziemlich schwer mit dem Text, sehr zum Leidwesen der beiden Herausgeber:innen. Aber es existiert schlichtweg kein traditionell eigensprachlicher Begriff von Offenbarung im Judentum. Das hebräische Wort für „Offenbarung“, *hitgalut*, taucht erst in mittelalterlichen Texten auf, bezieht sich aber konzeptionell auf etwas sehr Spezifisches. Zentraler ist für das rabbinische Judentum der

Begriff der Torah, in dem die Offenbarung der schriftlichen Torah am Berg Sinai durchaus mitschwingt, aber entscheidender ist der Überlieferungs- und Auslegungsprozess der sogenannten mündlichen Torah oder Lehre, die nach rabbinischer Tradition ebenfalls am Berg Sinai offenbart wurde. Keine Sorge, ich werde das jetzt hier nicht weiter ausführen, Sie können das wie gesagt im ersten Band der vom **BaFID** herausgegebenen Reihe *Key Concepts in Interreligious Discourses* in Ruhe nachlesen. Aber im Rahmen dieser Publikation wurde eine für interreligiöse Diskurse bedeutsame Frage aufgeworfen: Wie können wir über Offenbarung als Schlüsselbegriff interreligiöser Diskurse reden, wenn der Offenbarungsbegriff nicht von der gleichen zentralen Bedeutung für mich als Juden ist wie für meine Kolleginnen und Kollegen aus den christlichen und muslimischen Theologien? Meinen wir wirklich das Gleiche, wenn wir von Offenbarung sprechen? Oder sollten wir nicht vielmehr eine Sensibilität dafür entwickeln, wie bestimmte Begriffe jeweils spezifisch konnotiert sind? Eben dafür, dass wir vielleicht die vermeintlich gleichen Begriffe benutzen, aber am Ende etwas sehr Unterschiedliches damit verbinden und meinen?

Zweitens: Ambiguitätstoleranz statt Vereindeutigungen

Eine weitere wesentliche Aufgabe des **BaFID** liegt in der Sensibilisierung auf die sogenannte Ambiguitätstoleranz. [...] Ambiguitätstoleranz meint das Aushalten von Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten beim Vorhandensein unterschiedlicher Orientierungs- und Deutungsangebote. Ambiguitätstoleranz stellt nicht nur binnenreligiös eine Herausforderung dar, sondern ist auch für interreligiöse Diskurse fundamental wichtig. Denn sie macht deutlich, dass sich im Rahmen der interreligiösen Begegnung religiöse Akteurinnen und Akteure als Repräsentantinnen und Repräsentanten von Religionen nicht als monolithische Blöcke einander gegenüberstehen, sondern vielfältige Perspektiven und Positionen aufeinandertreffen, die manchmal beim Gegenüber mehr Irritation hervorruft anstatt Orientierung zu schaffen.

Ich möchte dies kurz anhand eines rezenten Beispiels skizzieren: Jüngst konnte man in der Herder-Korrespondenz ein Streitgespräch zwischen dem orthodoxen Rabbiner Joshua Ahrens und den beiden liberalen Rabbinern Walter Homolka und Andreas Nechama darüber verfolgen, wer denn nun geschichtlich betrachtet der selbstverständliche jüdische Partner im Rahmen des jüdisch-christlichen Gespräches sei: Das orthodoxe Judentum oder das liberale Judentum? Die Positionierungen erfolgten erwartungsgemäß entlang denominationaler Linien. Das war argumentativ für die außenstehenden christlichen Dialogpartnerinnen und -partner nur bedingt nachvollziehbar und im Falle einer Positionierung diplomatisch auch

irgendwie äußerst heikel. Für den Teil der jüdischen In-Group, der sich überhaupt dafür interessierte, war zwar schnell klar, dass es hier vorrangig um rabbinische Deutungshoheiten und Legitimationen bezüglich der jeweils eigenen Relevanz und Stellung im Rahmen des jüdisch-christliche Gespräches ging. Und ehrlich gesagt gibt es nach Halle und Hanau für die meisten Jüdinnen und Juden hierzulande drängendere Fragen.

Aber beim genauen Hinsehen ging es nicht allein um Deutungshoheiten, denn implizit wurde auch die Frage nach jüdischer Authentizität aufgeworfen. Oder vielmehr nach dem, was von außen betrachtet als vermeintlich jüdische Authentizität wahrgenommen wird. Der gängige Eindruck von außen ist, dass das orthodoxe Judentum irgendwie authentischer sei als das liberale, weil es sich eben nicht so modern präsentiert. Und ist konservativ nicht immer irgendwie älter? Allerdings ist dieses Bild historisch betrachtet nicht stimmig. Denn sowohl das liberale Judentum als auch das orthodoxe Judentum sind in der Reaktion auf Moderne und Aufklärung entstanden und haben sich immer wieder diskursiv zu diesen beiden Momenten verhalten und positioniert. Ihre jeweiligen Narrative mögen diametral zueinander stehen, und doch sind beide authentische Ausdrucksformen des Judentums in der Moderne.

Interessanterweise hat der Herder-Korrespondenz-Streit seit gestern Eingang in die *Jüdische Allgemeine Wochenzeitung* gefunden – wenn das am Ende nicht interreligiöse Diskursivität ist?

Meines Erachtens hat der ganze Streit verdeutlicht, dass das christlich-jüdische Gespräch nicht etwa den einen bestimmten jüdischen Ansprechpartner braucht, sondern genau genommen mehrere und möglichst diverse. Überhaupt sollten interreligiöse Dialoge und Diskurse stets um Polyphonie bemüht sein, selbst wenn diese hier und da in Kakophonie umschlägt. Denn das Wissen um und das Bewusstsein für Polyphonie können zur Dekonstruktion der Bilder, Vor-Urteile und Erwartungshaltungen beitragen, die wir in die dialogische Begegnung hineingetragen. Sie können dafür sensibilisieren, dass sich Vielfalt und Facettenreichtum von Erfahrungen und Wahrnehmungen, Interessen und Bedürfnissen, Positionen und Narrativen weder vereinfachend noch vereindeutigend in vordefinierte Schubladen einordnen lassen.

Drittens: Wissenstransfer statt akademischer Blase

Die dritte wesentliche Aufgabe des **BaFID**, auf die ich hier kurz eingehen möchte, liegt darin, die erarbeiteten Forschungsergebnisse entsprechend zu kommunizieren. Denn der als sogenannte „Third Mission“ bezeichnete Wissenstransfer wird für Hochschulen und Universitäten zunehmend wichtig, gerade im Bereich der Geisteswissenschaften, die es lange

Zeit versäumt haben, das Gespräch mit der breiteren Öffentlichkeit zu suchen und diese an ihren Fragestellungen und Diskursen teilhaben zu lassen. Das **BaFID** kann *sich* meines Erachtens hier als eine entscheidende Schnittstelle zwischen Akademie und Zivilgesellschaft in Fragen religionswissenschaftlicher *Reflektion* und *Kompetenz* etablieren, indem es religionswissenschaftliche Forschung nicht nur einer breiten Öffentlichkeit zugänglich macht, sondern gerade auch impulsgebend *in* interreligiöse Initiativen und Formate hineinwirkt. In diesem Zusammenhang muss das **BaFID** aber auch über die von ihm betriebene Grundlagenforschung hinaus gehen, d. h. es kann und darf es nicht mehr nur um eine rein isolierte Betrachtung religiöser bzw. interreligiöser Diskurse gehen, sondern eben auch um deren diskursive Verbindungen *zu*, Überlagerungen *mit* und Bezogenheiten *auf* andere weltanschauliche Perspektiven und Positionen, insbesondere in der Gegenwart. Damit meine ich nicht etwa nur säkulare Perspektiven und Positionen, sondern auch die Überlagerung und Verwobenheit mit gesellschaftsrelevanten Diskursen, wie etwa Gender-Identität, Ethnizität, Umweltfragen oder soziale Gerechtigkeit.

Gestatten Sie mir einen abschließenden Gedanken, warum eine Investition in ein Projekt wie das **BaFID** nicht nur akademisch Sinn macht, sondern gerade auch in der aktuellen Situation gesellschaftspolitisch wichtig und richtig ist:

Im Zuge der Pandemie stehen wir nicht nur vor gewaltigen medizinischen oder wirtschaftlichen Herausforderungen, *sondern auch* vor nicht zu unterschätzenden gesellschaftlichen. Es stellt sich die Frage, wie wir einander begegnen werden, wenn wir eines hoffentlich baldigen Tages wieder in öffentlichen und privaten Räumen aufeinandertreffen; wenn die eigenen Öffentlichkeiten, die wir uns mittels der sozialen Medien geschaffen haben, nicht mehr nur die einzigen Wirklichkeiten sind, mit denen wir uns konfrontieren müssen; wenn wir uns in Diskurse und Debatten jenseits jener Echokammern begeben, die gegenwärtig unseren digitalen Alltag bestimmen; wenn Pluralität und Diversität nicht bloß politische Schlagworte sind, die ihren Ausdruck allein über Schwarze Bildern oder vergleichbare Hashtags auf Instagram, Facebook und Twitter finden ...

Pluralität und Diversität sind gesellschaftliche Faktizität, doch diese so zu leben, dass wir angesichts von Herausforderungen wie der Multidirektionalität von religiösen und weltanschaulichen Narrativen und Perspektiven unser gesellschaftliches Zusammenleben gut und gelingend gestalten können. Das bedarf – bei allem Respekt – mehr als einen Pfarrer, einen Rabbi und einem Imam, es bedarf vielmehr jener zuvor genannten Polyphonie; und es bedarf schließlich auch neuer, wissenschaftlicher Impulse und Methoden. Das Wissen darum,

was uns prägt und was uns Orientierung bietet, was wir teilen und was uns trennt, kann uns schließlich dabei helfen gemeinsame gesellschaftliche Anliegen und Ziele zu formulieren und diese ebenso selbstbewusst wie selbstbestimmt zu vertreten.

Ich bin mir sehr sicher, dass das **BaFID** und das Team um meinen Freund und Kollegen Georges Tamer hierzu einen wegweisenden Beitrag leisten werden.

Bleiben Sie alle gesund, Ramadan Kareem und Shabbat Shalom!